

Kerstin Holm: Laudatio auf Gerd Koenen und Michail Ryklin

Die beiden Bücher, die wir heute hier feiern, sind Dokumente einer Krankengeschichte – einer Krankheit freilich, die auch Visionen erzeugt und Kräfte mobilisiert hat, um die mancher Gesunde den Patienten beneiden muß. Das monumentale Panorama, das Gerd Koenen von Deutschlands Rußland-Obsession in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gemalt hat, macht die kritische Phase der chronischen wechselseitigen Ideen-Infektionen zwischen unseren beiden Ländern wieder lebendig. Eine Haßliebesleidenschaft wird nacherlebbar, die man in Rußland übrigens, dank Weltkriegssieg und Vergangenheitsnichtbewältigung, nicht so gut vergessen hat wie bei uns Westkonvertiten. An der Achse Berlin-Moskau kristallisierten sich die totalitären Gegenentwürfe zur modern atomisierten Gesellschaft des Westens. An dieser Gelenkstelle entzweite sich der Organismus der europäischen Zivilisation – und wurde nach 1945 am Eisernen Vorhang neu vernäht. Der schöne Name „Rußland-Komplex“, auf den Gerd Koenen seine geistesgeschichtliche Abhandlung getauft hat, legt nahe, daß es sich dabei auch um eine Art psychoanalytische Selbstbesinnung handelt, wie sie bei einer gewissen Erschlaffung der nationalen Ich-Kräfte möglich wird.

Freiheit auf der Staatsbaustelle

Michail Ryklin führt mit seinem Dossier über einen Fall russischer Einschüchterungsjustiz vor, wie man heutzutage zivilrechtliche Freiräume abschafft. Ich erinnere mich noch gut an die Überraschung in Moskauer Kunstkreisen, als vor vier Jahren eine tatsächlich völlig normale Ausstellung, wie Michail Ryklin schreibt, mitten in der kosmopolitischen Hauptstadt vandalisiert wurde. Die ausgestellten Werke gehörten ins Fach des ironischen Konzeptualismus, wie er seit den sechziger Jahren in den Rissen der sowjetischen Festung gewachsen war. Damals spielte die Kunst mit Emblemen der sowjetischen Herrschaftsideologie. In den demokratischen Neunzigern wurden Ikonen der demokratischen Götzen aufgespießt, Konsum, Gewalt, aber auch das reanimierte Christentum. Die vandalisierte Ausstellung gab künstlerische Denkanstöße zum Thema moderner Götzendienste unter dem Titel „Vorsicht Religion“ (Ostroschno religia). Beispielsweise in der Gestalt einer Pop-Ikone von Jesus Christus mit Coca Cola-Logo und der Verkündigung „Dies ist mein Blut“. Oder etwa in Form eines Ikonenbeschlags, dessen Öffnungen für Gesicht und Hände jeder Besucher selbst ausfüllen und sich als „Heiliger für zwei Minuten“ fotografieren lassen konnte. Im postsowjetischen Rußland war es für eine kurze Zeit normal geworden, daß man Ideologiekritik „humanistisch“ betrieb, aus der Sicht eines eigenständigen Einzelnen. Das Pathos des russischen Citoyen wurde akzentuiert durch das Ausstellungslokal im Andrej Sacharow-Zentrum, das sich durch sein Engagement für Freiheitsrechte verdient gemacht hat.

Putin, der Rußland wieder stark gemacht hat, arbeitet damals schon drei Jahre daran, den Untertanenstaat Schritt für Schritt zu restaurieren. 2003 war ein Umbruchjahr, das Jahr, in dem Michail Chodorkowski verhaftet wurde. Das Beispiel der Ausstellung zeigt auch, wie gut sich der Sklavengeist an der Basis wiederbeleben ließ, das was der Perestroika-Historiker Juri Afanasjew „aggressive Unterwürfigkeit“ genannt hatte. Die Sorte von Schlägertrupp orthodoxer Fundamentalisten hat es zuletzt vor der Revolution gegeben, unter dem letzten Zaren. Sie sind die andere Medailleseite vom Moskauer Glamour und wirtschaftlichem Aufschwung. Es sind Leute, die halb neidisch, halb entsetzt sind über das viele Geld, den Fortschritt, Hedonismus und Zynismus des modernen Lebens. Das einzige, woran sie sich festhalten können, sind Nation, Zar und Staatskirche. Um Dampf abzulassen, suchen sie sich die wehrlosesten Opfer, am besten liberale Künstler und Intellektuelle. Heute ist es übrigens

bei kontroversen Radiodebatten völlig normal, daß sich Anrufer melden, die kritische Köpfe als gekaufte Judendiener beschimpfen, die Rußland schlecht machen wollen, wobei sie aber den eigenen Namen nicht nennen.

Michail Ryklins Buch „Mit dem Recht des Stärkeren“ dokumentiert eindrucksvoll, wie leicht man mit Untertanengeist von unten und von oben Keime einer Zivilgesellschaft zerstört, die für Europa gesund sind, für Rußland aber zumindest in historischer Perspektive eher eine Anomalie darstellen. Das Buch dokumentiert gleichzeitig die persönliche Leidensgeschichte des Autors und seiner Frau Anna Altschuk, die zu den Künstlern der vandalisierten Ausstellung gehörte und zu einer Hauptangeklagten wurde. Zuerst endete das Strafverfahren gegen die Kunstzerstörer mit deren Freispruch. Dann wurde gegen das Museum und die Künstler ermittelt. Zum Belastungsmaterial gehörten elf Bände schablonenhafter „Briefe von Gläubigen“, die sich über die angeblich blasphemische Kunst aufregten. Das zeigte, daß die orthodoxe Kirche eine Kampagne gestartet hatte und sich dabei Techniken der KPdSU bediente, die zu Sowjetzeiten mit organisierten „Briefen von Werktätigen“ gegen Menschenrechtler zu Felde zog. Dann forderte die krenltreue Duma den Staatsanwalt auf, etwas gegen die Ausstellungsmacher zu unternehmen. Das heißt die Staatsführung selbst wollte ein Exempel statuieren. Als der Prozeß näher rückte, merkte Ryklin, daß Bekannte ihn und seine Frau zu meiden begannen. Sie bekommen anonyme Drohanrufe. Weichgekocht von nebelhaften, gut organisierten Feindseligkeiten bekommt Ryklins Gattin einen Nervenzusammenbruch. Ihrer beider größter Fehler war es, schreibt der Autor, daß sie davon ausgingen, sie hätten verbriefte Rechte. So ging es vielen, die die neunziger Jahre erlebt hatten – mir auch, wenn auch nur in der Eigenschaft des journalistischen Beobachters.

Für Michail Ryklin war der Tschetschenienkonflikt der Krankheitsherd für die fortschreitende Primitivisierung der russischen Gesellschaft ihre Involution, wie man es mit Gerd Koenen medizinisch sagen könnte. Tatsächlich war Tschetschenien der rechtsfreie Raum und das schwarze Loch, wo alle russischen Leiden, Gewaltexzesse, Korruption, Menschenverachtung sich in gesteigerter Form austobten. Der Tschetschenienkonflikt wurde auch instrumentalisiert, um Putin an die Macht zu bringen, um die Gesellschaft zu militarisieren und die Presse gleichzuschalten. Tschetschenien ist aber auch ein Symbol für Russlands unverhandelbare Staatsaufgaben, die darin bestehen, ein übergroßes Territorium mit lauter Problemgrenzen mit wenig Personal zu sichern. Rußland hat unter Putin in sich die nötige Brutalität und den Stolz mobilisiert, um sich selbst und auch Tschetschenien zu stabilisieren – um den Preis der engagierten Öffentlichkeit, deren Absterben Michail Ryklins Buch verfolgt. Aus der nach Westen ausgestreckten Hand ist eine mächtig geballte Faust geworden. Im Innern hält es ein dichtes Dickicht aus Sicherheitsdiensten zusammen. Die russische Demokratie der neunziger, so erscheint es aus heutiger Sicht, verdankt sich auch einem Machtvakuum und der zivilisierenden Altersmilde des Sowjetsystems, die noch nachwirkte. Die auf dem Papier abgesicherte Freiheit der Medien, der Kunst hielten viele, auch ich, so auch ich, für den Start der russischen Zivilgesellschaft. Heute, rückblickend, nimmt sich diese Zivilität eher aus wie ein sehr sympathisches Sandkistenspiel auf einer Staatsruine. Auf dem Neubau war diese Sandkiste nicht mehr vorgesehen. Was wir für Rechte hielten, schreibt Ryklin, erwies sich als manipulierbar. Das Recht wird in Rußland ständig umverteilt und neu dosiert. Mit der Gewährung von Rechten spielen Polittechnologen, Parlamentarier, Ermittler, Staatsanwälte. Auf Dauer erlaubt eine Gesellschaft nach Innen nur so viel Differenziertheit wie die eigene Selbstdisziplinierung nicht gefährdet.

Michail Ryklin ist Philosoph an der russischen Akademie der Wissenschaften. Der Spezialist für die Frankfurter Schule und den französischen Dekonstruktivismus schildert, wie eine konzertierte Aktion von Staat und Kirche die kritische Kultur in seinem Land verteufelt.

Probleme mit der Glaubwürdigkeit der Kirche, ihrer Staatshörigkeit oder Korruption sollen nicht analytisch therapiert werden sondern durch Glaubenseifer mit ausgeschaltetem Verstand. Eindrucksvoll beschreibt Ryklin, wie die Pogromtruppe, mit tiefer Verstörung im Blick, gleichsam aus dem Traum aufschreckt, als ein Menschenrechtler ihnen den KGB-Spitznamen des jetzigen Patriarchen Alexi II. nennt. Wo man ein religiöses Weltbild juristisch sanktioniert, muß man zugleich Rationalität und Realitätssinn demontieren. Die Richterin und ihre Gutachter befanden, die wilden Gläubigen seien zu ihrer Verwüstungsaktion durch die bösen Werke physisch gezwungen worden. Psychoanalytisch gesprochen heißt das, eine Wahnvorstellung, eine psychotische Übertragung juristisch zur Norm zu erheben. Der militante Infantilismus im Staatsdienst erhält ein offizielles Gütesiegel. Der Prozeß gegen das Sacharow-Zentrum endete mit milden Urteilen. Seine Lehrfunktion hat er aber ähnlich gut erfüllt wie der gegen Chodorkowski. Im letzten Jahr druckte eine Zeitung eine sehr milde Karikatur gegen Gewalt im Namen von Religion. Das Blatt wurde sofort von den Behörden geschlossen. Gegenwärtig läuft in Moskau wieder eine Schau zeitgenössischer Kunst zum Thema Religion, die von allem aufklärerisch zivilen Geist frei ist. Sie heißt „Credo“, auf russisch „Werju“. Die Künstler haben Fantasiemaschinen aufgebaut, Video-Altäre, archäologische Inszenierungen, deren romantische Müll-Aura sensibilisiert für den religiösen Funken in der hintersten Staubecke.

Reich der Mitte

Russlands mangelnde Zivilisation und die daraus sich ergebende Fähigkeit, grandios zu denken und metaphysisch zu leben, waren auch vor hundert Jahren für viele Deutsche erschreckend und faszinierend zugleich. Was Gerd Koenen in seinem epochalen Buch als Rußland-Komplex beschreibt, das Gefühl, daß das deutsche Organisationstalent in diesem Land gebraucht wird, und daß Wagemut und Anspruchslosigkeit der Russen unseren Mittelstandskleinmut erfrischen könnten, ist auch heute wieder virulent. Nach Rußland zieht es heute viele Studenten, Presseleute, Künstler aus Deutschland, die sich einem Härtesten aussetzen wollen – und um, wie Alfons Paquet vor hundert Jahren, als wandelnde Schüler einen ungezähmten Kontinent zu studieren. Aber jetzt ist Deutschland Teil des Westens. Ideen, die die Welt vergeistigen sollen, werden daher kaum exportiert – im Unterschied zur Zeit des Zweiten Kaiserreichs, deren existentielle Unruhe Gerd Koenen als Aufstiegshysterie charakterisiert. Umso mehr fällt dem Deutschen, der in Rußland lebt, der Vorschub an Sympathie und Vertrauen auf, der dem Weltkriegsgegner entgegengebracht wird. Was Werner Sombart 1915 über Deutschland schrieb, „Wir verstehen alle Völker, aber niemand versteht uns“, das beschreibt das Weltgefühl weit gereister, imperial denkender Russen heute. Für sie zeichnet sich der Westen vor allem durch seine Doppelmoral aus. Am ehesten verstanden fühlt Rußland sich von den Deutschen. Deutsche Geschäftsleute und Universitätsgelehrte gelten immer noch als gewissenhaft und zuverlässig. Man schätzt sie tatsächlich dafür, daß sie mit ihren russischen Projekten, etwa in der Bau- und Lebensmittelindustrie oder dem DAAD-Germanistiklehrstuhl das Land nicht ausbeuten, sondern aufbauen helfen – so charakterisierte Paquet vor hundert Jahren die deutsche „Weltpolitik“. Zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts läßt sich in Rußland noch oder wieder ein Anhänglichkeitskomplex an Deutschland ausmachen.

Es ist das große Verdienst von Gerd Koenens Buch, daß es die deutsch-russische Chemie anhand von suchenden Wanderern zwischen deutschem Nationalismus und Bolschewismus lebendig macht. Zu einem elektrisierenden Nachleben erweckt das Werk den Schriftsteller und Zeitungskorrespondenten Alfons Paquet, eines wahrhaft romantischen Fernwanderers, dem die „Aufstiegshysterie“ ins fotografisch überlieferte Gesicht geschrieben war. Als der Rheinländer Paquet mit 22 Jahren mit der Transsibirischen Eisenbahn zum ersten Mal nach

Fernost reiste, ohne russisch zu können, trug ihn auch die deutsche Mission zu ordnen und zu organisieren. Die Mission bestätigten ihm andere nach Rußland verpflanzte Deutsche. Russlanddeutsche waren durch die Bank tüchtig und wohlhabend, stellte er fest. Sibiriendeutsche waren bessere Sibirienkenner als die Russen. Dann stutzte die Revolution die Zivilisationsgewächse radikal zurück. Paquet erlebte das als verwüstenden Hunnen-Einfall. Zugleich aber auch als staatlich strukturbildend. Deshalb verglich er die Bolschewiken helllichtig mit den Normannen beziehungsweise Warägern, die vor tausend Jahren den russischen Gesamtstaat mit der Rabiathheit einer Okkupantenbande aus dem Boden stampften. Warägerhaft rabiath hat übrigens auch Putin den russischen Staat nach den anarchischen Neunzigern wieder aufgebaut, was auch Kritiker anerkennen. Paquet entsetzte sich über den Roten Terror, der ganze Gesellschaftsklassen, unzählige Menschenleben planmäßig vernichtete. Zugleich hat der menschliche Urzustand, den die „ungeheure Ebbe des anmaßenden Verstandes“ bloßlegte, das Kind der Ehe zwischen Idee und Chaos, wie er es nannte, sein Anthropologenauge fasziniert. Moskau sei nie so schön gewesen wie in der revolutionären Verwilderung, schien es dem offensichtlich infizierten deutschen Residenten. Die russische Nachkriegslandschaft mit den brachliegenden Feldern, still stehenden Fabriken, den dahinwandernden Menschengescharen hatte „etwas Eichendorffisches“, eine Mischung von Armut und Grandezza, die ihm metaphysisch anmutete. Auf diesem menschenfeindlichen Boden gedeiht das Heldentum, wie eine Figur wie die ermordete Journalistin Anna Politkowskaja vor Augen führt – im Gegensatz zu Paquets deutscher Heimat. Nach seiner Rußland-Erfahrung kamen ihm die Landsleute spießig und visionslos vor und der Ansteckung durch das russische Fieber bedürftig.

Daß Russlands zivilisatorischer Rückstand den Manöverspielraum seiner politischen Führung vergrößerte, merkte in den zwanziger Jahren auch ein katholisch Konservativer wie Erhard Stadtler, der einen Horror vor russischen Zuständen mit Bewunderung für Lenins Schachspielergenie verband. In der Geschichte sind es oft die armen, rückständigen Verwandten, die einem Land die staatliche Einheit geben. Rußland wurde in der Neuzeit von Moskau geeint, dem am wenigsten entwickelten und am meisten militaristischen der russischen Fürstentümer. Vergleichsweise Armut und Entwicklungsrückstand haben auch in Preußen den Gemeinschaftssinn und die militärische Disziplin herangebildet, die es in die Lage versetzten, die deutschen Länder einzusammeln. Eduard Stadtler, der gern konservativer Revolutionär geworden wäre, berief sich bewusst auf preußische Ideale von Solidarität und Vergesellschaftung, als er seine Epoche mit dem Ausspruch auf die Formel brachte, den chaotischen russischen Kommunismus könne allein ein wohl organisierter deutscher Sozialismus aufhalten.

Wenn man Gerd Koenens Buch liest, bekommt man wieder ein Gefühl dafür, was es heißt, sich als „Reich der Mitte“ vorzukommen: fremd dem Orient, feindlich aber auch gegenüber der westlichen Zivilisation, die den Menschen vereinzelt, Völker und Staaten mit finanziellen Goldstricken umschlingt, die Wirtschaft nomadisiert und das Leben entwurzelt – das Zitat von Alfred Rosenberg könnte heute ein Antiglobalist unterschreiben. Deutschland integrierte sich in den Westen, nachdem Rußland einen großen Teil unserer Selbstfindungskrise ausbaden mußte, durch besondere Anstrengungen eben dieses Westens. In Rußland glaubte man nach dem Ende der Sowjetunion 1991 im Begriff zu sein, die Schwelle zum westlichen Lager ebenfalls zu überschreiten. Daraus ist offensichtlich nichts geworden. Heute, da Rußland auf seine, im Innern höchst kontrastreiche Weise wieder stark und reich dasteht, versteht sich eine wachsende Mehrheit von Russen prononciert als Nicht-Europäer. Das Land bleibt ein innerlich zerrissenes Reich der Mitte. Viele Russen nehmen es dem Westen übel, daß er sich nicht zu einem Marshall-Plan für Rußland durchrang. Stattdessen ruinierte er lieber Schlüsselbranchen der Nationalökonomie, deren Fortleben Keime von Zivilgesellschaft

wahrscheinlich besser ernährt hätten als marginalisierte Nicht-Regierungsorganisationen heute. Dabei bleibt natürlich die Frage unbeantwortet, welche Investitionssummen nötig gewesen wären, und was aus ihnen geworden wäre angesichts der russischen Erbkrankheiten von Okkupantenstaat, Bürgerdefätismus und der zwischen beidem vermittelnden Korruption.

Rußland, den unübersehbaren Flächenstaat mit seiner fadenscheinigen Kulturschicht, wie Michail Ryklins Buch sie vor Augen führt, trennt ein Abgrund von der gewachsenen Vielfalt, die Europa ausmacht. Das stellte der russische Historiker Sergej Solowjow schon vor hundertfünfzig Jahren fest. Heute beginnt möglicherweise ein kleine politische Eiszeit zwischen Rußland und dem westlichen Lager. Dabei sollten wir aber nicht vergessen, daß wir, das heißt Europa, Rußland und Amerika, einem kulturellen Organismus angehören. Allerdings wie Beine, Bauch und Oberkörper. Die drei Teile können auf keinen Fall die Funktionen des jeweils anderen erfüllen. Vielmehr können sie in ihrer unterschiedlichen Spezialisierung die anderen übel zurichten. Gleichwohl gehören sie zusammen. Jeder Schaden an einem der drei schädigt den Organismus insgesamt. Zur Kunst der Freundschaft mit Rußland gehört auch die Kunst, zivilgesellschaftliche Gartenlandschaften gegen das russische Steppenklima abzuschirmen. Sie bedeutet aber auch, anzuerkennen, wofür viele Ressourcen, die dort für die Gartenbestellung fehlten, draufgingen. Für ein strategisches Projekt, das wir in diesen Umbruchzeiten würdigen können, und das Sergej Solowjow mit der Formel bezeichnete: Europa bis zum Pazifik hin zu verlängern.